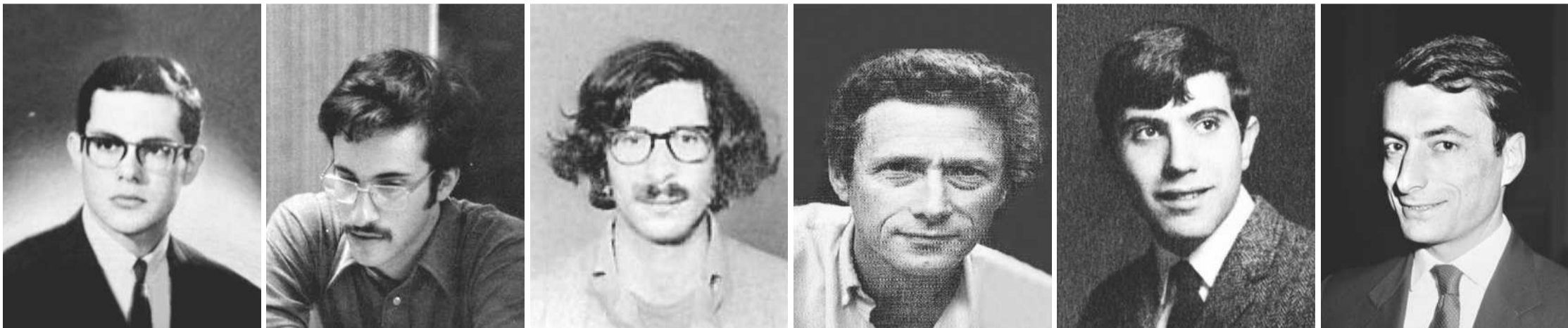


Vor 40 Jahren studierte eine Gruppe Ökonomen an einer Eliteuniversität in Amerika. Dann führten sie Länder, Zentralbanken und internationale Organisationen. Eine Idee hält sie zusammen. Aber was, wenn diese Idee falsch ist?

VON ROMAN PLETTER

Die mächtigste Schule der Welt



Lucas Papademos
Premier Griechenlands
2011/2012

Kenneth Rogoff
IWF-Chefvolkswirt
2001–2003

Maurice Obstfeld
IWF-Chefvolkswirt
seit 2015

Olivier Blanchard
IWF-Chefvolkswirt
2008–2015

Paul Krugman
Nobelpreisträger
seit 2008

Mario Draghi
EZB-Präsident
seit 2011

Der alte Mann hat in einer lichtdurchfluteten Cafeteria Platz genommen, die es damals noch nicht gab – damals, als er hier Gedanken formulierte, die heute eine wichtige Rolle spielen in den Köpfen von ein paar Herrschern über die Welt. Auch die Räume, in denen er hier in Cambridge an der amerikanischen Ostküste vor 40 Jahren Tag für Tag arbeitete, gibt es nicht mehr. Das Universitätsgebäude wurde kürzlich umgebaut, sein Büro dort hat der alte Mann schon vor ein paar Jahren aufgegeben. Verschwunden ist auch die Bibliothek mit den Arbeiten, in denen er und seine Kollegen ihre wichtigsten Ideen gebündelt hatten. »Dort sind heute Klassenräume«, sagt er.

Der alte Mann ist aber nicht traurig wegen der Veränderungen. Seine Ideen hat er anderswo gelagert. Er hat sie vor Jahrzehnten schon in die Köpfe von damals jungen Männern gesetzt, damit sie nicht verloren gehen.

In den Köpfen dieser jungen Männer ist mit den Ideen nur etwas passiert, was den alten Mann dann doch überrascht hat. Die jungen Männer haben seine Ideen nämlich nicht nur weiterentwickelt. Vielmehr sind diese Männer später zudem allesamt sehr mächtig geworden. Und plötzlich sind mit ihnen die Ideen aus der Bibliothek von damals in die einflussreichsten Büros der Welt eingezogen.

Der alte Mann verfolgt mit Vergnügen, was seine ehemaligen Schüler so tun. Er liest in den Zeitungen von ihnen und sieht sie im Fernsehen. Manchmal schreiben sie ihm E-Mails oder rufen ihn an. Man kann ja auch wirklich gut telefonieren mit dem alten Mann. Seine Stimme rollt weich und voll dahin. Wenn er von den Männern aus den Zeitungs- und Fernsehberichten erzählt, dann klingt er wie ein Vater, der stolz ist auf seine Kinder.

Stolz auf Mario Draghi zum Beispiel, der als Chef der Europäischen Zentralbank die ganze Zeit den Euro retten muss, der arme Kerl! Der alte Mann erinnert sich: »Er war intelligent und charmant, und das kommt ja nicht immer zusammen.«

Auf Lucas Papademos, der die griechische Regierung auf dem Höhepunkt der Euro-Krise als Premierminister übernahm: »Wenn jeder in Griechenland wäre wie Lucas, Griechenland würde es viel besser gehen!«

Auf Ben Bernanke, der das amerikanische Finanzsystem als Chef der US-Zentralbank Fed vor dem Zusammenbruch bewahrte: »Er war alles, was zwischen dem Land und einem Desaster stand.«

Auf Paul Krugman, der mit seiner Kolumne in der *New York Times* zu den weltweit wohl einflussreichsten Intellektuellen gehört und den Ökonomie-Nobelpreis für seine Forschung gewann: »Ich gab ihm den schlechtesten Rat der Welt, als ich sagte: Nimm das Angebot der Zeitung nicht an. Du wirst die Chance auf den Nobelpreis verspielen.«

Auf Kenneth Rogoff, Olivier Blanchard und Maurice Obstfeld, die nacheinander als Chefvolkswirte des Internationalen Währungsfonds (IWF) amtierten und damit bis heute die Wirtschaftspolitik auf der ganzen Welt beeinflussen.

Man könnte diese Liste noch fortsetzen und würde weitere mächtige Schüler des alten Mannes kennenlernen, die etwas gemein haben miteinander: Sie forschten allesamt in den siebziger Jahren als Doktoranden am Massachusetts Institute of Technology (MIT) an der US-Ostküste in Cambridge. Sie haben allesamt Macht, um ihre Ideen umzusetzen. Und sie hatten alle dieselben Lehrer, von denen der alte Mann das letzte noch lebende ist – und nach dem großen Paul Samuelson der wichtigste.

Der alte Mann heißt Robert Solow. Er ist heute 92 Jahre alt, Ökonomie-Nobelpreisträger, eine der bedeutendsten Figuren in der Geschichte der Wirtschaftswissenschaften. Er kommt noch selbst mit dem Auto zum Interview gefahren, und man macht sich nicht die geringsten Sorgen, weil er so fidel und wach wirkt, viel jünger, als er es nach Jahren ist. Wie muss das erst damals gewesen sein, als er noch in seinen flotten Fünfzigern steckte? Olivier Blanchard, der auf dem Höhepunkt der jüngsten Finanzkrise Chefvolkswirt des IWF und früher einer seiner Studenten war, sagt über Robert Solow: »Er ist der Mann, der wir sein wollten.«

Zu sein wie Robert Solow, das heißt, Solows Perspektive auf sein Fach zu teilen, die zur Richtschnur für seine berühmte Fakultät wurde. »Der MIT-Ansatz ist, die Wirtschaft eher mit dem Ingenieursblick zu betrachten als mit dem abstrakter Physiker: Wenn die Maschine nicht funktioniert, dann muss man herausfinden, warum, und dann versuchen, das defekte Teil zu reparieren«, sagt Robert Solow.

In den vergangenen Jahren gab es in Anbetracht großer Krisen viel zu reparieren in der Weltwirtschaft. Die Nachfrage nach dafür ausgebildeten Mechanikern

war groß. Solows Schülern ermöglichte das einen beispiellosen Aufstieg. Die Regeln klassischer Politikerkarrieren spielten dabei kaum eine Rolle. Es galt mehr die Idee des antiken Philosophen Platon. Der wünschte sich eine Herrschaft der am besten qualifizierten. Darin sah er die Chance für eine gerechte Gemeinschaft.

Wer Solows Schüler besucht, stellt fest, dass die Idee der Expertenherrschaft mit ihnen ein wenig Wirklichkeit geworden ist. Aus Platons Philosophenkönigen sind Solows Ökonomenkönige geworden.

Das führt zu politisch relevanten Fragen: Welche Ideen haben diese Männer geprägt? Welche Politik folgt daraus? Wie mächtig sind sie? Und was bedeutet es eigentlich, wenn an vielen Orten auf der Welt heute Menschen an die Macht kommen, weil sie Experten wie ihnen den Kampf ansagen?

Leise dringen die Sprechchöre von der Strafe in das riesenhafte und holzvertäfelte Büro von Lucas Papademos, das sie ihm als ehemaligem Funktionsträger im Athener Sitz der Griechischen Zentralbank eingerichtet haben. Ein Mann mit Knopf im Ohr hat einen zuvor durch eine Vielzahl von Türen geführt. Später wird er zusammen mit anderen Knopf-im-Ohr-Männern zum Restaurant für das Abendessen folgen, aus dem Begleitfahrzeug steigen, Türen öffnen, die Umgebung sichern. Er wird aufpassen auf den kleinen Mann mit Hörgerät, der sich so behutsam bewegt, wie er spricht, und der sehr wichtig war für sein Land.

Papademos war nach seinem MIT-Abschluss im Jahr 1977 Professor an verschiedenen Universitäten, Gouverneur der Griechischen Zentralbank, Vizepräsident der Europäischen Zentralbank und, auf einem der vielen Höhepunkte der Euro-Krise, Premierminister Griechenlands. Es könnte sein, dass die Demonstration draußen vor der Tür eine Spätfolge seiner Reformen ist, also zur Einstimmung gleich mal die Frage: Was ist da los, Herr Papademos?

»Es gibt jeden Tag Demonstrationen. Ich denke nicht, dass es eine große ist.«

Wogegen wird demonstriert? »Ich weiß es nicht. Manchmal gibt es spezifische Demonstrationen. Manchmal geht es um Bildung und nicht notwendigerwei-

se um die Krise. Die vorangegangenen zwei oder drei Demonstrationen waren Generalstreiks gegen die Annahme der letzten Fiskalmaßnahmen und das Budget des nächsten Parlamentsjahres.«

Mit Geschehnissen vor Lucas Papademos' Tür ist es wie mit allen anderen Themen, zu denen man den 69-Jährigen befragt: Papademos spricht über jeden Sachverhalt wie über ein interessantes wissenschaftlich zu betrachtendes Phänomen, dem er in diesem Moment seine ganze Aufmerksamkeit widmet und bei dem er jedem Detail gerecht werden möchte. Manchmal setzt er dabei in seine langen Sätze Einschübe. Er sagt dann in schönem Englisch: »Und dazu komme ich in einem Moment«, um nach genau einem gefühlten Moment den Faden wieder aufzunehmen.

Sicher war diese Ordnung in Papademos' Kopf sehr hilfreich, als er im unübersichtlichen Griechenland der Jahre 2011 und 2012 eine Katastrophe abwendete. Damals führte er eine Übergangsregierung aus Experten. Sie setzten ein Reformprogramm durch, ohne das Griechenland den Euro als Währung hätte aufgeben müssen. Trotz drakonischer Sparanstrengungen war er einer der beliebtesten Politiker im Land. Nach sechs Monaten trat er dennoch wie angekündigt zurück. Ein Job in der Finanzindustrie kam für ihn nach seiner politischen Aufgabe aus hygienischen Gründen nicht infrage, und weil es sonst wenige Stellen gibt für ehemalige Premiers (zumal inzwischen recht viele griechische Ex-Premiers auf den Arbeitsmarkt drängen), wurde er wieder Professor. Er zog nach Amerika und gab in Harvard Seminare zu Zentralbankpolitik.

Für Papademos war das auch eine Heimkehr. Harvard liegt in Cambridge, nur wenige Kilometer vom MIT entfernt. Dort hatten er und seine Kommilitonen jene intellektuelle Selbstsicherheit erlangt, mit der sie ihre Politik später verteidigten, Papademos gegen Demonstranten und die anderen gegen Regierungen, von der deutschen Angela Merckels bis hin zur amerikanischen Donald Trumps.

Aber der Reihe nach.

In den siebziger Jahren lehrten am MIT die berühmtesten Wirtschaftswissenschaftler ihrer Zeit. Bis heute rechnen Studenten die Modelle von Rudi Dornbusch, Franco Modigliani, Paul Samuelson – und natürlich von Robert Solow. Es gab Jahr für Jahr 20 Plätze im Doktorandenprogramm, in dem die Professoren ihre Nachfolger heranzogen, damit sie die Forschung zu Handel, Wirtschaftswachstum und anderen makroökonomischen Themen fortsetzten.

Lucas Papademos studierte am MIT zunächst Physik und Elektrotechnik. Dann beeindruckte ihn

Robert Solow
MIT-Legende
Nobelpreis 1987



DIESE WOCHE

Geben macht glücklich. Gabriele Quandt und Florian Langenscheidt über arme Kinder und reiche Spender Seite 22

Frankreich ist wieder da. Der neue französische Präsident will die Wirtschaft beleben. Auf wen kann er setzen? Seite 25

Das wird teuer. Der VW-Betriebsrat kassierte jahrelang ein sehr hohes Gehalt. Ist das in Ordnung? Seite 28

Er ist der Mann für die harten Fälle. Detlef Scheele betreute Arbeitslose, jetzt leitet er die Bundesagentur für Arbeit Seite 30

QUENGELE-ZONE

Vielfalt der Pflege

MARCUS ROHWETTERS
wöchentliche Einkaufshilfe

Heute lernen wir, wie man eine Gesichtspflegeserie entwickelt und einem gut verdienenden Zweipersonenhaushalt das Badezimmer vollräumt. Zum Start brauchen wir lediglich eine normale Creme. Eine Allround-Creme für alles. Ein einziges Produkt. Aus dem wir nun ganz viele machen werden.

Zunächst teilen wir unsere Creme auf in Tages- und Nachtpflege. Dann braucht man schon zwei Näpfchen. Sie verstehen das Prinzip? Gut, dann weiter. Natürlich muss die sensible Haut bei jeder Tages- und Nachtanwendung vor- und nachbereitet werden. Jetzt sind es schon sechs Näpfchen, Tiegel oder auch Tuben. Entwickeln Sie alles auch *for men*, damit unser Pärchen seine Finger nicht in dasselbe Näpfchen steckt, sondern sich gefälligst jeder von beiden was Eigenes kauft. Macht zwölf Produkte. Allmählich müssen die Drogerieketten Platz in den Regalen schaffen, was die Marke noch wichtiger wirken lässt.

Ein echtes Pflegeimperium entsteht jedoch erst mithilfe strategischer Planung. Stimmen Sie alle bislang vorhandenen Produkte auf individuelle Hauttypen ab. Bei vier Hauttypen macht das vier mal zwölf, also 48 Varianten. Achtung: Natürlich werden Kunden zunächst nur die Serie kaufen, die ihrem Hauttyp entspricht. Aber das gehört zum Plan. Nach einigen Monaten streuen Sie die Botschaft, dass sensible Haut ihren Typ ändern kann und ähnlichen Stimmungsschwankungen unterliegt wie der Mensch. Wer also schlimme Mimikfalten vermeiden will, sollte sicherheitsvoller Serien für mehrere Hauttypen vorrätig halten. Sehen Sie, wie einfach das ist?

Jetzt müssen Sie nur noch Kurpackungen erfinden, die neben der täglichen Pflege einmal wöchentlich anzuwenden sind. Oder ein stimulierendes Tonikum. Entdecken Sie unterschiedliche Hautpartien im Gesicht. Erfinden Sie *Essentials* für die Reise, als kleine Größe zum großen Preis. Und dann dürfen Sie sich ein Bier gönnen. Ein gepflegtes natürlich.

Von Verkäufern genötigt? Genervt von Werbe-Hohlsprech und Pseudo-Innovationen? Melden Sie sich: quengelzone@zeit.de – oder folgen Sie dem Autor auf Twitter unter @MRohwetter

Fortsetzung auf S. 20



»Wenn jeder in Griechenland wäre wie Lucas, Griechenland würde es viel besser gehen!«

Robert Solow über Lucas Papademos

»Olivier ist sehr, sehr intelligent. Er hat eine Art, ernsthafte Wirtschaftswissenschaft weise zu nutzen. Es ist sein großes Talent, auf eine einfache Weise sehr komplizierte Ideen zu erklären«

Robert Solow über Olivier Blanchard



Robert Solow über Kenneth Rogoff

Die mächtigste Schule ... Fortsetzung von S. 19

ein deutscher Gastprofessor namens Carl Christian von Weizsäcker in einem Ökonomiekurs, den Papademos als Nebenfach belegte. »Die Methoden hatten Ähnlichkeit mit den Ansätzen, die in der Physik und im Ingenieurwesen genutzt werden«, sagt Papademos. Das hat ihn fasziniert. Nach seinen Abschlüssen zum Physiker und zum Ingenieur wechselte er 1972 ins Doktorandenprogramm der Ökonomen. Für die Ingenieure der Ökonomie gab es damals schließlich viel zu tun.

Die amerikanische Wirtschaft war in den siebziger Jahren ziemlich kaputt. Extrem hohe Ölpreise belasteten Bürger und Unternehmen. Das Land kämpfte mit Inflationsraten von über zehn Prozent. Außerdem brach das seit den vierziger Jahren bestehende System fester Wechselkurse zusammen, der Dollar wurde nun frei gehandelt. All das führte zu großer Unsicherheit.

Die Ökonomen am MIT fragten sich: Wie lässt sich das reparieren? Das klingt nach einer harmlosen Frage. Es gab zu jener Zeit allerdings viele einflussreiche Wissenschaftler, die schon die Frage nach der Reparatur idiotisch fanden. Sie waren der Meinung, dass Politiker die Wirtschaft einfach in Ruhe lassen sollten, weil Märkte ihre Probleme am besten selbst lösen und staatliche Eingriffe die Probleme nur schlimmer machten. Bis heute ist dieser Streit zwischen beiden Schulen in der Sprache der Ökonomen präsent als der Streit zwischen süß und salzig: Auf der einen Seite die marktgläubigen Leute von der Universität Chicago, die wegen eines dort gelegenen großen Sees Süßwasserökonomien genannt werden, und auf der anderen die Atlantik-nahen Salzwasserökonomien aus Cambridge, die daran glauben, dass sich Arbeitslosigkeit in Krisen und Abschwüngen durch Interventionen des Staates verhindern lässt.

Diese Auseinandersetzung von einst hält die MIT-Gang bis heute wie Veteranen aus einer Schlacht zusammen.

M anchmal, wenn er müde war vom Studieren, betrachtete Maurice Obstfeld die Werke der Ahnen. Sie wurden in einem kleinen Raum aufbewahrt, den es heute nicht mehr gibt. In Obstfelds Erinnerung waren sie in Kunststoff gebunden, auf den Buchrücken standen in weißer Schrift die Namen der Autoren. Obstfeld ist ein sehr stiller Mann mit melancholischem Blick. Man kann sich vorstellen, wie er gedankenversunken durch dicke Brillengläser die Klassiker des Fachs betrachtete, über die er heute spricht, als seien ihre Erscheinungsjahre die Daten von Revolutionen: »Mundell 1956, Kline 1944. Das war aufregend. Du hattest das Gefühl, Teil dieser ungläublichen Tradition zu sein.«

Diese Tradition ging zurück auf die Ideen des britischen Ökonomen John Maynard Keynes. Der war der Überzeugung, dass Notenbanken und Regierungen in Wirtschaftskrisen durch Staatsausgaben und frisch gedrucktes Geld die Schocks lindern sollten. Die Bibliothek mit den Schriften der Vorbilder war ein Symbol dieses Erbes aus den dreißiger Jahren. Viele große MIT-Ökonomen hatten das wirre Prosawerk des Briten in Formeln und Grafiken übersetzt. Keynes' Ideen hätten sonst vielleicht nicht überlebt. Obstfeld und die anderen Enkel machten es sich dann zur Mission, diese Arbeit zu erweitern und auch, sie zu bewahren.

Heute ist Obstfeld Chefvolkswirt des Internationalen Währungsfonds (IWF). Er macht darum nicht viel Aufhebens und vergibt trotz des vollen Kalenders nicht Termine, getaktet in Fünf-Minuten-Slots, wie manch anderer Exkommilitone. Man muss daran denken, was Solow über den stillen Studenten Obstfeld gesagt hat: »Wenn es zehn Dinge zu sagen gab, hätte Paul (Krugman) wohl fünf davon gesagt, Stan (Fischer) drei und Maury (Obstfeld) hätte einen Punkt gemacht. Nicht dass er es nicht gewusst hätte. Er hat sich einfach nicht in den Vordergrund gedrängt.«

Der IWF hilft im Auftrag seiner 189 Mitgliedsstaaten Ländern in Wirtschaftskrisen mit Krediten. Wer seine Unterstützung bekommen möchte, den

verpflichtet der Fonds zu Reformen, von denen seine Führung glaubt, dass sie der Wirtschaft des Landes helfen zu gesunden. Der IWF will so sicherstellen, dass er das Geld später zurückbekommt.

Der jeweilige IWF-Chefvolkswirt ist maßgeblich an der Entwicklung solcher Programme beteiligt. Er und seine Mitarbeiter prägen auch die internationale Debatte zur Frage, wie gute Wirtschaftspolitik aussehen sollte und wie nicht. Sie sind dafür laufend unterwegs im globalen Ökonomen-Tourismus. Das erste Gespräch mit Obstfeld für diese Geschichte zum Beispiel findet anlässlich der deutschen G20-Präsidenschaft vor wenigen Wochen am Rande eines Symposiums in Berlin statt. Obstfeld nimmt dort an einer Expertenrunde zu Kapitalflüssen teil. Natürlich werden die wichtigsten 20 Wirtschaftsnationen deren Ideen nicht einfach in Politik übersetzt. Dennoch entfalten Gedanken aus solchen Zirkeln Einfluss.

Obstfeld sieht im Klimawandel zum Beispiel eine der größten Bedrohungen für die globale Wirtschaft. »In unserem Wirtschaftsausblick des kommenden Herbstes werden wir die Effekte des Klimawandels auf Niedrigkommens-Ökonomien anschauen und Strategien dagegen entwickeln«, sagt Obstfeld. Er hat ja gelernt, dass manche Ideen erst kaum Unterstützung finden – und dann plötzlich Politik werden.

Die ganze Geschichte des MIT ist eine Geschichte über die Macht solcher Ideen. Obstfelds Generation hat dort gelernt, bei Widerstand nicht gleich umzufallen. Sie wollten den Leuten aus Chicago ja nicht erlauben, das Erbe Keynes' auszulöschen.

An dieser Stelle verlassen wir Berlin und Maurice Obstfeld, um Kenneth Rogoff zu treffen. Es geht nun nämlich um Mathematik, und der 64-Jährige ist ein Mann, der von Formeln wie andere Menschen von erotischen Erlebnissen spricht und von anderen Ökonomen auch mal als »Giganten«. Außerdem hat Rogoff Mut zur These: Vor drei Jahren forderte er in einem Artikel für die *Financial Times* die Abschaffung des Bargelds, um die Wirtschaft besser steuern und kontrollieren zu können. Seitdem diskutiert die halbe Fachwelt über den Vorschlag. Manche Politiker machen sogar schon dagegen mobil.

Also, siebziger Jahre, MIT gegen Chicago, erste Halbzeit, unser Co-Kommentator in einem Coffee-Shop in Cambridge: Kenneth Rogoff, Ex-Schachgroßmeister, Ex-Chefvolkswirt des IWF – und natürlich: Ex-MIT-Doktorand und nun Harvard-Professor. Rogoff, ein hagerer Mann mit Halbglätze, setzt seine Baseballkappe ab und taucht sofort ein ins Spiel. Er klingt dabei, als käue er lässig auf einem Kaugummi.

Es geht los! Im Team Chicago: »Die Giganten waren Robert Lucas und Edward Prescott«, sagt Rogoff. Ihre Botschaft: »Sie predigen ein Modell, in dem Politik irrelevant ist.« Ihre Waffen: »Du kannst kaum etwas machen, was schöner ist als ihre mathematischen Modelle. Das ist sehr elegant.«

Im Team MIT: »Die absolut einflussreichste Figur dieser Gruppe, keine Frage, Stanley Fishers«, sagt Rogoff. (Fischer war zu jener Zeit Professor am MIT, heute ist er Vizechef der amerikanischen Zentralbank.) Die Botschaft: Der Staat soll sich in die Wirtschaft einmischen. Die Waffen: »klebrige Preise.«

Seit Keynes war der Streit darüber, wie schnell Löhne und Preise sich verändern, wenn ein Schock die Wirtschaft erschüttert, der größte intellektuelle Disput im Fach. Die Antwort auf diese Frage hat nämlich für die Wirtschaftspolitik weitreichende Konsequenzen.

Stellen wir uns vor, es gibt eine Wirtschaftskrise. Unternehmen werden weniger Produkte los und können deshalb ihre Arbeitskräfte nicht mehr bezahlen. Die Angestellten müssen nun sofort niedrigere Löhne bekommen, damit das Unternehmen sie nicht entlassen muss. In den Modellen der Chicago-Leute war das kein Problem. Dort verdienten die Angestellten sofort nach dem Schock weniger Geld, sodass die Unternehmen sie sich weiter leisten können. Arbeitslosigkeit, so behaupteten die Leute in Chicago, sei

deswegen immer freiwillig, und damit gebe es auch keinen Grund für den Staat, sich einzumischen.

Keynes' Erben hielten das für Unsinn. Löhne und Preise, so ihre These, fallen in einer Krise nicht sofort. Es dauere, bis sich Tarifverträge ändern oder Preisschilder ausgetauscht werden. Kurzfristig gäbe es in einer Krise

»Er ist der Mann, der wir sein wollten«

Olivier Blanchard über Robert Solow

Die meisten Ökonomen haben nur das eine Talent. Ken hatte ein Extratalent. Er war auch ein Weltklasse-Schachspieler. Er musste sich entscheiden, ob er Wissenschaft macht oder trainiert, um zur Schachweltmeisterschaft zu kommen. Dann setzte er auf die Wissenschaft. Es war die richtige Wette«

Robert Solow über Kenneth Rogoff



deswegen Arbeitslosigkeit, erst langfristig passten sich die Preise und Löhne an. Keynes wollte sich damit nicht abfinden. Er schrieb dazu einen seiner berühmtesten Sätze: »Auf lange Sicht sind wir alle tot.« Der Staat sollte deshalb die Unternehmen im Abschwung mit Aufträgen versorgen, um den Schock abzumildern und Arbeit zu sichern – und dafür zur Not Schulden machen, die er später im Aufschwung zurückzahlt. Außerdem sollten die Zentralbanken Geld drucken und es billig verleihen, damit die Unternehmen investieren.

Die erste Halbzeit ging klar an die Chicago-Boys. Bis in die siebziger Jahre hinein brachten sie den Erben Keynes' schmerzhaft Niederlagen bei. »Diese Leute dominierten die Fachzeitschriften«, sagt Rogoff. Wer in renommierten Publikationen Forschungsergebnisse zu Keynesianischen Ideen oder gar klebrigen Preisen habe veröffentlichen wollen, habe keine Chance gehabt – und damit schlechte Karriereaussichten.

In der zweiten Halbzeit schlug das MIT zurück. Die Keynes-Anhänger sagten schon länger: Freiwillige Arbeitslosigkeit, flexible Preise, so ein Unsinn! Als der MIT-Professor Stanley Fischer 1977 ein Papier schrieb, in dem er die klebrigen Preise und Löhne in Formeln verdichtete, war das ein intellektueller Anschlusstreffer. Die jungen Wissenschaftler erhoben Daten in der Wirklichkeit, bauten sie in ihre Modelle ein und nannten es »Mikrofundierung«. Dennoch mussten sie ihre neuen Ansätze zunächst über verwandte Fachbereiche wie Handel und internationale Finanzen in die Fachwelt transportieren. Aber mit der Zeit setzte sich das MIT durch. Offiziell führten die Forscher beide Welten in einer Synthese zusammen. Tatsächlich hat sich ihre Idee des aktiven Staates durchgesetzt. Es ist bis heute mindestens die vorläufige Führung für das MIT.

Die Theorie schien sich Anfang der achtziger Jahre nämlich als richtig herauszustellen. Damals begann eine lange historische Periode ohne große Wirtschaftskrisen. Der Wohlstand wuchs stetig, und viele Ökonomen glaubten, dass dies an der Geldpolitik des US-Zentralbankchefs Alan Greenspan lag.

Dabei begründete Greenspan seine Politik gar nicht mit Salzwasserökonomie. »Es war andersrum«, sagt Rogoff. »Greenspan war kein Akademiker. Er hatte gute Instinkte für die Märkte.« Dennoch erfanden Ökonomen sogar einen Epochenamen für die neue Zeitrechnung, in der unabhängige Zentralbanken angeblich dafür sorgten, dass wirtschaftliche Schocks ausblieben: Great Moderation – das große Maßhalten.

Bis 2008 ging das gut. Dann brach mit der Pleite der US-Bank Lehman Brothers eine globale Finanzkrise aus. Einer von vielen Gründen war ausgerechnet die Geldpolitik der amerikanischen Zentralbank Fed. Die Zinsen waren so niedrig, dass viele Leute sich Geld liehen, das sie dann aber nicht zurückzahlen konnten. Kaum ein Ökonom hatte die Krise kommen sehen, auch die MIT-Leute nicht. Kurz darauf drohte dann noch die europäische Währung zusammenzubrechen. Es gab wieder viel zu reparieren, und die MIT-Gang führte die wichtigsten Reparaturbetriebe. Dort traf Wissenschaft auf Politik. Es ist seitdem nicht mehr immer klar, wo das eine beginnt und das andere endet. Es gibt sogar Streit – und immer wieder Ärger mit Paul.

Der vom konservativen Amerika so sehr gehasste Mann ist schwer zu finden. Schon die Dame am Empfang weiß mit dem Namen nichts anzufangen. Mehrere freundliche Menschen auf den Gängen der City University in New York schalten sich ein und helfen, den Nobelpreisträger zu suchen. Es geht durch Flure, Aufzüge und ein Treppenhaus. Man kommt sich vor wie im Bürokratienteppich *Asterix erobert Rom*. Irgendwann erreicht man im Schlepptau von zwei Helfern eine weitere Frau, die über das Telefon erfragt, wo dieser Paul – »Paul, wie noch mal?«, »Krugman, Paul Krugman« – gerade unterrichtet.

Schließlich steht in einem fensterlosen Raum vor einer Sozialpolitik-Klasse ein Mann, der phänotypisch

ganz offensichtlich Paul Krugman ist, den man sich aber anders vorgestellt hatte. Also irgendwie zornig, so wie seine *New York Times*-Kolumnen, in denen er die Regierungsmitglieder in Berlin wegen ihrer Sparauflagen für Griechenland laufend als minderbemittelte Trottel beschimpft. Einmal antwortete er in seinem Blog auf den Vorwurf, er behandle Leute mit anderer Meinung wie »lügenrische Idioten«: »Ich behandle Leute nur wie lügenrische Idioten, wenn sie lügenrische Idioten sind.«

Und dann erlebt man einen leisen Mann. Man könnte fast meinen, er sei schüchtern, bis man merkt, dass er nur sehr ernsthaft ist, sobald er nicht mehr über ökonomische Theorie spricht, sondern über ihre Folgen. An der Theorie hat er nämlich Freude. An den Folgen leidet er manchmal. Am Schluss des Textes zu den lügenrischen Idioten schreibt Krugman über Politik: »Sie spielen eine Rolle für echte Menschen, die an realen Konsequenzen leiden, wenn wir es falsch machen.« Für das Gejammer gut betuchter Akademiker über seine Angriffe habe er da kein Verständnis: »Das ist kein Spiel.«

In seinem heimlichen Zorn schonte er vor vier Jahren nicht einmal die Gefühle seines alten MIT-Kameraden Kenneth Rogoff. Krugman ließ ihn und eine Kollegin in seiner Kolumne »Das Gewissen eines Liberalen« als gewissenlose Ökonomen durchfallen, nachdem sich ein Aufsatz von ihnen als fehlerhaft erwiesen hatte, der Staatsschulden als Problem darstellte. Er schrieb: »Politische Entscheidungsträger ließen die Arbeitslosen allein und wendeten sich Sparprogrammen zu, weil sie wollten, nicht weil sie mussten.« Rogoff habe ihnen das wissenschaftlich veredelt.

Krugman ist sich stets sicher, auf der richtigen Seite zu stehen. In seinem Blog schrieb er einmal: »Zu viele Ökonomen und ökonomische Kommentatoren spielen klar für ein politisches Team; zu viele andere spielen professionelle Reputationsspiele.«

Was Krugman in seinen Kolumnen dann immer wieder richtig fertigmacht, ist, dass diese ganzen Versager die Politik beeinflussen, während die in der Wissenschaft dominante Keynesianische Position aus seiner Sicht in der Politik keinen Widerhall findet. Er wirkt etwas resigniert und viel weniger angriffslustig als in seinen Texten, als er sich in seinem kleinen und mit umgestürzten Buch- und Papierstapeln bestückten Büro in seinen Stuhl zurückfallen lässt und sagt: »Es war niemals wirklich wahr, dass Ökonomen mit Prestige automatisch den Diskurs über Ökonomie dominierten.«

Krugman hält das nicht davon ab, es dennoch zu versuchen. Dem deutschen Finanzminister Wolfgang Schäuble warf er zum Beispiel vor, dessen Hilfsprogramm für Griechenland sei »ein Dokument der Rachsucht«, das die »Souveränität des Landes« zerstöre. Schäuble antwortete in einem Interview etwas boshaft: »Krugman ist ein bedeutender Ökonom, der für seine Handelstheorie den Nobelpreis bekommen hat. Aber er hat keine Ahnung von Aufbau und Grundlagen der europäischen Währungsunion.«

Tatsächlich blickt Krugman auf Europa wie auf ein Modell, das für ihn dem der amerikanischen Bundesstaaten gleicht. Sparprogrammgegner auf der ganzen Welt berufen sich dennoch auf ihn, stets in Verbindung mit dem Vornamen »Nobelpreisträger«. Wenn Krugman sein eigener Gegner wäre, würde er an dieser Stelle eine Polemik über sich platzieren, so in etwa: »Träger eines Nobelpreises, den man mit einer Modellwelt aus wenigen Ländern und ein paar Gütern gewinnen kann.«

Ungewöhnlich ist so viel Selbstbewusstsein nicht in dem Fach. Die Berkeley-Soziologin Marion Fourcade kommt in ihrer Studie »Die Übermacht von Ökonomen« zu dem Ergebnis, dass diese sich von anderen Sozialwissenschaftlern durch bessere materielle Ausstattung, individualistischere Weltbilder und das Zutreten in ihre Disziplin, die Welt reparieren zu können, unterscheiden. Das führe dazu, dass die »objektive Überlegenheit von Ökonomen eng verknüpft ist mit ihrem subjektiven Empfinden von

Autorität und Anspruchsdanken«. Außerdem halte Ökonomen trotz tiefer politischer Differenzen untereinander eine Reihe von Prinzipien zusammen, die ihnen in der Ausbildung vermittelt wurde. Die Lehrbücher dazu würden von Professoren aus Elite-Departments geschrieben.

Das wichtigste Lehrbuch zur Makroökonomie stammt von Olivier Blanchard. Und auch sonst hat er allergrößten Einfluss darauf gehabt, wohin das Fach sich entwickelt. Einen Monat vor der Krise schrieb er in einem Aufsatz noch: »Der Zustand von Makro ist gut.« Das hat er dann korrigiert. Es war eine Art Revolution, dass der IWF, der historisch so berüchtigt ist für seine Sparprogramme, unter Blanchards Ägide – sehr sachte – eine Wende vollzog zu einer anderen Politik, auch wenn Blanchard offiziell erst einmal die alte IWF-Position vertrat.

Olivier Blanchard hat in seinem Washingtoner Büro der Denkfabrik Peterson Institute sofort Namen parat von MIT-Leuten, die man auf jeden Fall auch noch besuchen solle, darunter: chilenische und argentinische Zentralbanker sowie ein mexikanischer Minister. Man fragt sich langsam, ob Robert Solow seinen Studenten etwas ins Wasser gekippt hat.

Blanchard ist 68 Jahre alt, ein schlanker Herr mit grauem Haar, der den französischen Akzent trotz eines Erwachsenenalters in Amerika nicht verloren hat. In den sechziger Jahren demonstrierte er noch in marxistischer Mission auf den Straßen von Paris. »Es war sehr befriedigend – und sehr nutzlos«, sagt er. Also wechselte er nach einem Mathematikstudium in Paris ans MIT, um dort in Ökonomie zu promovieren. Nach ein paar Jahren als Professor in Harvard kehrte er ans MIT zurück, bis er im Jahr 2008 Chefvolkswirt des IWF wurde und auf einmal mit den Kommilitonen von einst Weltpolitik machte.

Die Bewältigung der Krise wurde eine Art MIT-Familienprojekt. US-Notenbank-Chef Ben Bernanke zog in Amerika die Lehre aus seiner MIT-Forschung zur Rezession der dreißiger Jahre. Er sorgte dafür, dass genug Geld in den Wirtschaftskreislauf kam, damit die Unternehmen investieren konnten. In Europa machte Mario Draghi bei der Europäischen Zentralbank später eine ähnliche Politik. Und Blanchards IWF half ihm dabei, das Griechenland des Lucas Papademos mit Krediten zu unterstützen. Es war gut, dass man sich kannte: »Unter solchen Umständen ist es sehr nützlich, Leute zu haben, denen du komplett vertraust und die denken wie du«, sagt Blanchard.

Zumindest öffentlich sagte Blanchard offenbar nicht immer, was er wirklich dachte. Im Februar dieses Jahres geriet nämlich ein internes Memo von ihm aus jener Zeit an die Öffentlichkeit. Darin stand, dass er nicht an die vom IWF durchgesetzten Sparmaßnahmen in Griechenland glaube. Das Land könne so nicht gesund werden. Er schrieb dazu auf Twitter: »Ich habe nicht gelehrt, aber ich bin nicht gerade unglücklich darüber, dass es gelehrt wurde.« Mit Smiley.

Ein IWF-Chefvolkswirt kann nicht allein entscheiden. Seine Ideen werden nicht zwingend sofort Politik. Es sind ja meistens viele Regierungen beteiligt. Blanchards Ideen wirken aber sehr wohl im Verborgenen. In einem Seminarraum des IWF hängt sein Foto neben den Aufnahmen seiner Vorgänger an der Wand. Keiner der anderen hat den Fonds intellektuell so sehr geprägt wie er, bis er 2015 ging.

Das liegt an einer Arbeit aus dem Jahr 2010. Sie trägt den Titel »Makroökonomische Politik überdenken« und beginnt mit einem Eingeständnis: »Die Great Moderation hat Makroökonomien wie politische Entscheidungsträger in dem Glauben eingelullt, dass wir wüssten, wie man makroökonomische Politik macht. Die Krise zwingt uns klar, diese Einschätzung zu hinterfragen.« Es ist ein Dokument des Sich-vorwärts-Tastens, das zu einem Satz passt, den Blanchard über die Schüler des Robert Solow sagt: »Wir tun etwas. Dann kommt jemand, zeigt, dass es falsch ist, und wir öffnen es wieder. Ich denke, ein Charakteristikum dieser Gruppe ist: Wir sind keine Ideologen.« Unter Blanchard und seinem Nachfolger Obstfeld hat der IWF offiziell eingestanden, dass seine Vorgaben zum Sparen und zu unregulierten Finanzmärkten nicht immer hilfreich waren.

So viel Zeit haben nicht alle.

Sicher wäre die Hölle los, wenn Mario Draghi laufend Sachen ändern würde. Jeder von Draghis Auftritten wird in der internationalen Finanzpresse re-





»Sobald man Paul Krugman kennenlernte, wusste man: Er ist ein Gewinner. Er ist einfach schnell und smart«

Robert Solow über Paul Krugman

enziert, als handle es sich um Moses' Comeback mit den Zehn Geboten. Vor fünf Jahren hat er ja auch den Euro mit einem einzigen Satz gerettet. Die Worte »Was auch immer dazu nötig ist« reichten aus, schon waren die Finanzmärkte beruhigt.

Das wirft die Frage auf: Ist das noch Wissenschaft – oder schon Religion?

In Mario Draghis Kathedrale spricht vor dem Besucher niemand von »Mario«. Daran muss man sich erst gewöhnen, wenn man viel mit seinen alten Freunden zu tun hatte. Die Protokollbeamten und Assistenten sprechen nur mehr vom Präsidenten, während sie einen wie Zeremonienmeister durch Schleusen und Aufzüge der Europäischen Zentralbank in Frankfurt führen, die etwas gemein hat mit den Türmen anderer mächtiger Menschen. Hinter jeder Tür, die näher an die Macht heranführt, wird es stiller – bis nach einem geflüsterten »Der Präsident wäre jetzt so weit« und der letzten Tür die Stille endet, weil die Macht spricht.

Mario Draghi nimmt Platz in seinem Sessel mit Blick über Frankfurt aus bodentiefen Fenstern und hat sofort Freude daran, von seiner Zeit am MIT und den Menschen dort zu erzählen: »Das war eine Generation, die nach dem Krieg geboren worden war«, sagt er. »Die Wirtschaft wuchs zu jener Zeit jedes Jahr. Alle diese Leute waren zuversichtlich für die Zukunft. Sie hatten alle viele Job-Angebote bekommen und zurückgewiesen, um ans MIT zu gehen.«

Für einen Moment wirkt es, als beobachte der Präsident diesen Mario von damals und könne selbst kaum glauben, was für ein Glück der hatte: »Ich hatte sehr gute Lehrer, und vier von ihnen bekamen den Nobelpreis«, sagt Draghi. Er schaut dabei ganz verloren, als erinnere er sich an liebe Familienmitglieder.

Weniger Freude hat Draghi daran, über diese ganzen deutschen süßwasserartigen Ökonomen und Politiker zu sprechen, die anders auf die Welt blicken als er und – das sagt er so nicht, aber es ist ja offensichtlich – wohl keine vier Nobelpreisträger als Lehrer hatten. Immer mäkeln die an seiner Euro-Rettung herum und daran, dass seine Geldpolitik niedriger Zinsen angeblich südeuropäische Pleitestaaten auf Kosten deutscher Sparer rette. »Diese Politik, im Übrigen im Einklang mit unserem Mandat, findet im Rest der Welt, nicht nur in den USA, Akzeptanz«, sagt er. »Sie ist auch im

weitesten Sinne die Politik der großen Notenbanken der Welt.«

Historisch betrachtet ist es eine recht junge Entwicklung, dass Wissenschaftler Zentralbanken führen – und dass sie dabei unabhängig sind. Zu Zeiten fester Wechselkurse und des Goldstandards war der Job weniger kompliziert. Heute arbeiten bei der EZB mehr als 400 Ökonomen. Sie sollen Draghi helfen, das offizielle Ziel der EZB zu erreichen: stabile Preise in der Euro-Zone.

Für Draghi spielt seine Ausbildung am MIT dabei eine wichtige Rolle: »Die Welt und auch die ökonomische Theorie haben sich seitdem stark verändert. Aber die Grundmethodik, von den Fakten aus zu starten, ökonomische Daten aufmerksam zu lesen und sie richtig zu interpretieren, ist immer noch valide.«

Tatsächlich ist es ziemlich kompliziert, die Inflation zu beeinflussen, und unter Ökonomen ist umstritten, welcher Weg der richtige ist. Besonders umstritten ist ein für Europa recht neues Werkzeug, das Draghi bei der EZB eingeführt hat, um die Wirtschaft zu reparieren. Er hat den Banken Staatsanleihen und andere Wertpapiere abgekauft, damit sie das dafür erhaltene Geld zu niedrigen Zinsen verleihen. Das soll die Unternehmen zu Investitionen ermutigen, was wiederum dafür sorgen soll, dass die Menschen mehr Arbeit haben und Geld verdienen, sodass wiederum die Preise um zwei Prozent steigen. Puh!

Draghi sagt, die Anleihekäufe der EZB seien ein konkretes und realistisches Beispiel für die MIT-Methode: »Die Daten und deren Analyse hatten gezeigt, dass konventionelle Instrumente keine ausreichenden Antworten mehr waren; wir brauchten andere, um unser Mandat zu erfüllen.«

Das klingt alles nach Wissenschaft, und es scheint gerade auch zu funktionieren. Die Inflation in Europa nähert sich zwei Prozent. Ob der Mann in Wahrheit im Gewand des Wissenschaftlers Politik macht, um Staaten durch niedrige Zinsen vor der Pleite zu retten, kann man nicht wirklich beantworten. Dazu müsste man ihm in den Kopf schauen.

Viel wichtiger ist ohnehin eine andere Frage: Was ist, wenn Draghis Werkzeug die Maschine vielleicht

»Er war intelligent und charmant, und das kommt ja nicht immer zusammen«

Robert Solow über Mario Draghi



zum Zusammenbruch bringt, weil es mit Wissenschaft nichts zu tun hat?

Bill White kennt das schon, dass sie ihm nicht zuhören. Nun klingt er am Telefon dennoch ratlos, weil er den Eindruck hat,

ein Déjà-vu zu erleben.

2003 hielt der Ökonom White zusammen mit einem Kollegen einen Vortrag auf dem alljährlich stattfindenden Notenbanker-Treffen im amerikanischen Jackson Hole. Seine Botschaft, erinnert er sich, sei diese gewesen: »Auf der Oberfläche sieht es aus, als gäbe es keine Probleme, weil es keine Inflation gibt. Aber unter der Oberfläche gibt es wachsende Ungleichgewichte.«

White warnte, dass das »Große Maßhalten« in Wahrheit eine große Gefahr war. Er warnte vor den Folgen niedriger Zinsen, vor Schulden, die viele Menschen nicht würden zurückzahlen können, und vor mit Krediten bezahlten Häusern, die weniger wert sein würden, als viele Leute dachten.

Fünf Jahre später stellte sich mit dem Ausbruch der Finanzkrise heraus, dass White recht gehabt hatte.

White war zu jener Zeit Chefvolkswirt der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ), einer Art Dachorganisation der Zentralbanken. Er dachte, dass sich nun etwas ändern würde.

Inzwischen ist White Rentner, aber er schreibt einen Aufsatz nach dem anderen. Er kann nicht fassen, dass die Notenbanken aus seiner Sicht bis heute weitermachen wie zuvor. Er war nicht am MIT und ist dessen Lehre gegenüber skeptisch, studiert hat er in seiner Heimat Kanada und in England.

White glaubt, dass die Geldpolitik des Mario Draghi eine ähnliche Krise verursachen könnte, wie er sie schon einmal vorhergesagt hat: »Die Idee dieser Leute ist, dass die Ökonomie eine Maschine ist und dass sie verstehbar und kontrollierbar ist. Das Problem ist, dass keine dieser Annahmen richtig ist. Die Wirtschaft ist ein komplexes adaptives System. Das setzt der Modellierbarkeit Grenzen.«

Die Modelle der Ökonomen sehen nach Wissenschaft aus, weil sie auf komplizierten Formeln beru-

hen. Aber wer zum Beispiel die klebrigen Preise im Modell der EZB sucht, der stößt auf ein θ , hinter dem sich neue Formeln und Annahmen und Daten verbergen. Der Finanzsektor kommt in diesem Modell gar nicht vor. Dafür gibt es andere Analysen.

White kommt nach einem langen Forscherleben in einem Aufsatz zu dem Schluss: »Geldpolitik bleibt mehr eine Kunst als eine Wissenschaft, und die Künstler bleiben zu menschlich und fehlbar.«

In seinem Fach ist White zurzeit in der Minderheit. Niemand weiß, ob er wieder recht hat oder ob Mario Draghi richtigliegt oder Paul Krugman. Es ist der alte Streit zwischen süß und salzig: Die einen sagen, dass der Staat nicht genug Geld ausgibt und dass die Notenbanken mehr Geld drucken müssen. Die anderen finden, dass der Staat weniger ausgeben sollte und dass niedrige Zinsen zu unkontrollierbar hohen Schulden führen. Keine Seite kann beweisen, dass sie recht hat. Beide behaupten immer nur, dass vom eigenen jeweils empfohlenen Mittel zu wenig im Einsatz ist – und fordern die Erhöhung der Dosis, damit alles gut wird.

Sicher ist nur, dass eine zu versalzene Politik (hohe Schulden) wie eine zu süße Politik (deregulierte Finanzmärkte) Finanzkrisen auslösen können – mit politischen Folgen. Einer Untersuchung des Münchener ifo Instituts zufolge haben in den vergangenen 140 Jahren nach solchen Krisen stets rechtsextreme Kräfte bei Wahlen große Stimmenanteile gewonnen. Zu den 20 untersuchten Ländern heißt es: »Nach der Krise scheinen Wähler besonders von der Rhetorik der extremen Rechten angezogen zu sein, die oft die Schuld Minderheiten und Ausländern gibt.«

Als Robert Solow 18 Jahre alt war, zog er gegen ein solches Regime in den Krieg. Er sprach Deutsch, weil er als junger Student in Harvard einen deutschen Mitbewohner hatte. Also schickte ihn die Armee nach Italien, wo er Funksprüche des Feindes entschlüsselte. Solow hatte sich freiwillig gemeldet. Auf die Frage, warum er das getan habe, antwortet er tatsächlich fröhlich mit dieser herrlich rollenden Stimme: »Weil ich Hitler zerstören wollte! Wer wollte das nicht tun?«

Solows Schüler haben keinen so schrecklichen Gegner. Doch die neuen Autoritäten, die auf der Welt nun an die Macht kommen, verachten Experten und Intellektuelle wie sie. So ist der Kampf von Solows

Ökonomenkönigen gegen die Krise auch einer für die Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Eliten.

Sie gehen nicht auf und tun, was sie können. Lucas Papademos kämpft weiter um die Zukunft seines Landes, er denkt sogar nach über eine Zusammenarbeit mit dem MIT.

Maurice Obstfeld macht die Ungleichheit zwischen Arm und Reich zu einem Thema des IWF, damit sich die nationalen Regierungen damit mehr auseinandersetzen.

Kenneth Rogoff lässt sich weiter von Paul Krugman öffentlich verhauen, weil er die Welt unermüdet vor ihrem Überschuldungsproblem warnt.

Olivier Blanchard arbeitet nach wie vor daran, die Lücken zu schließen, die Ökonomen vor der Krise in ihren Arbeiten übersehen haben.

Paul Krugman verlässt immer mal wieder die behagliche akademische Welt, weil ihn sein liberales Gewissen dazu drängt, sich einzumischen.

Und Mario Draghi kämpft weiter um Europa und den Euro, obwohl ihn all diese Deutschen kritisieren, die nicht mal Nobelpreisträger als Lehrer hatten.

Die Welt ist sicher besser dran, wenn diese Männer nicht damit aufhören, für Ideen und Argumente in der Politik zu streiten. Es wäre aber auch gut für die Welt, wenn sie sich ihrer Sache nicht zu sicher sind. Die Jungs aus Chicago waren sich ja auch mal sehr sicher – und dann hat die MIT-Gang sie in Salzwasser getunkt.


HINTER DER GESCHICHTE

Die Ausgangsfrage Was bedeutet es, dass die mächtigsten Ökonomen der Welt zur selben Zeit am MIT promoviert haben?

Die Recherche Der Autor hat alle im Text vorkommenden MIT-Absolventen getroffen. Stanley Fischer hat ihn in Washington, D.C., versetzt. Das Gespräch wurde also am Telefon nachgeholt. Ben Bernanke hat mehrere Anfragen abgelehnt. Während seines Ökonomie-Studiums hat der Autor Seminare bei Lucas Papademos belegt.


ANZEIGE

1989




Während die Pariser Mode jede Saison wechselt, braucht der Eiffelturm viel seltener ein neues Kleid: einen frischen **Korrosionsschutz-Anstrich**, der ihn vor Rost schützt.

2005



Noch stärker als August der Starke, in dessen Zeit die Dresdner Frauenkirche entstand: der **Kunstharzmörtel für Spezialdübel**, der beim Wiederaufbau eingesetzt wurde. Damit halten auch schwerste Bauteile sicher im historischen Sandstein.


2016



Schweizer Berge sind löchrig wie Käse. Beim Bau des 57 km langen neuen Gotthard-Basistunnels mussten unzählige Felsspalten mit **Mikrozement-Injektionen** abgedichtet werden.


Die Chemie macht aus Bauwerken Wahrzeichen.

1991



Drinnen tost der Applaus, draußen das Meer. Gut, dass die Oper in Sydney bei ihrer Sanierung eine **wasserabweisende Imprägnierung** erhielt, die sie vor dem Seeklima schützt.

2010



Es hätte einfach zu lange gedauert, den Beton für den Burj Khalifa über 600 Meter hochzutragen. Also hat man ihn lieber nach oben gepumpt. Die Beimischung **chemischer Fließmittel** machte es möglich.

2020

Die Welt wäre ohne die Chemie um einige Sehenswürdigkeiten ärmer. Als Zusatz in Baustoffen ermöglicht sie über 160 Stockwerke hohe Gebäude wie den Burj Khalifa oder lässt barocke Schätze wie die Dresdner Frauenkirche neu auferstehen. Und durch modernen Korrosionsschutz sorgt sie dafür, dass Wahrzeichen wie der Eiffelturm erhalten bleiben.

Entdecken Sie mehr unter www.ihre-chemie.de.

Ihre Chemie.
Freuen Sie sich auf die Zukunft.